

Wilhelm von Humboldt an August Wilhelm von Schlegel

Berlin, 30.12.1822

<i>Handschriften-Datengeber</i>	Universitäts- und Landesbibliothek Bonn
<i>Signatur</i>	S 507 : 8
<i>Blatt-/Seitenzahl</i>	8 e. S.
<i>Format</i>	25,3 x 21,5 cm
<i>Bibliographische Angabe</i>	Briefwechsel zwischen Wilhelm von Humboldt und August Wilhelm Schlegel. Hg. v. Albert Leitzmann. Halle 1908, S. 110–119.
<i>Editionsstatus</i>	Einmal kollationierter Druckvolltext ohne Registerauszeichnung
<i>Zitierempfehlung</i>	August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-10-19]; https://august-wilhelm-schlegel.de/version-10-19/letters/view/3137 .

[1] Berlin, den 30. December, 1822.

Ich schicke Ew. Hochwohlgebohrnen anliegend die Bemerkungen, welche eine Beilage Ihres vorletzten Schreibens ausmachten. Ich habe mir den Inhalt derselben für mich excerptirt. Es wird mich sehr freuen, wenn Sie den Anfang meines Aufsatzes im 4. Heft Ihrer Bibliothek wollen abdrucken lassen. Ihren letzten gütigen Brief vom 21^{sten} erlauben Sie mir wohl auch, wenn gleich nur kurz, auf der Stelle zu beantworten.

Daß Sie der Universität regelmäßig Ihre Vorlesungen widmen, ist gewiß sehr schön, und wieviel Antheil ich auch an Ihren Indischen Studien nehme, so kann ich nicht wünschen, daß es anders seyn möchte. Ein Mann von Ihrem Geiste, von solchem Umfange vielseitiger Gelehrsamkeit, und einer so bestimmt auf das Philosophische und Dichterische hingewandten Richtung darf sich nicht zu sehr in das bloß philologische Studium Einer Sprache, und noch dazu einer solchen einschließen, die noch gar manches mechanisches Treiben fordert. Es war mir schon oft erfreulich von jungen Leuten, die aus Bonn zurückkehrten, zu hören, welcher lebhaft Antheil an Ihren Vorlesungen dort allgemein herrscht, und wie wohlthätig Sie dadurch auf den Geist und die Richtung der Studirenden einwirken. Sehr schön ist es, daß Sie schon einen zum Abschreiben von Handschriften tüchtigen Schüler gebildet haben. Soviel, als möglich, Handschriften abschreiben, ist jetzt eine Hauptsache, und bei der Vortreflichkeit und Lesbarkeit des Devanagari müßte es selbst einem, der wenig wüßte, aber nur genau wäre, nicht schwer fallen. Nur hörte ich freilich in London manchmal sagen, daß man, um neue und wichtige Lesarten zu finden, vorzüglich die Handschriften in Bengalischer Schrift aufsuchen muß. Die Handtrommelstelle im Hitopadesa (Londner Edition 53, 11, 12.) hat mich sehr lachen gemacht. Sie übersetzen das Ende des ersten Verses: [2] durch deren Mangel selbst Elephanten in solche Knechtschaft gerathen. Allein, nicht wahr, Sie meynen damit auch, daß eine ganz wörtliche Uebersetzung nur seyn würde: (in) welcher (d. h. der Klugheit) Mangel jener der Zustand der Elephanten (ist.) Der *locativus* kann, dünkt mich, hier ganz eigentlich genommen werden, obgleich man auch das Participium des *verbum substantivum* ergänzen und ihn so zum *locativus absolutus* machen könnte.

Ueber die Stelle im Nalus weiß ich doch nicht, ob ich Ihrer Meynung beipflichten möchte. Was *swâni* betrifft, so glaube ich zwar, daß es ebensowohl „Deine“ heißen könnte, obgleich mir auch dies nicht ganz ausgemacht ist. Es ist in sich „selbst, eigen“, und insofern, wie auch *âtman* auf alle drei Personen verwendbar. Dies hat auch Bopp (Nalus Anmerkung 115.) bemerkt. Wenn nun einer zum andern spricht, so wird es die 1. oder 2. Person, je nachdem man es strenge auf die eine, oder andre bezieht. Nalus XII 56. a. ist es in einem ganz ähnlichen Fall die 2. Person. Allein da ist kein Misverstand möglich. Es fragt sich also nur, ob, wo Misverstand denkbar ist, der Sprachgebrauch dies Pronomen beständig auf die redende, oder auf die angeredete Person bezieht, oder ob er wechselt. Hierauf müßte man Acht geben. Natürlicher und nach allgemeiner Logik richtiger bleibt immer das Erste, und darum würde ich es auch im zweifelhaften Fall annehmen. Doch kann sich auch der Redende in die Stelle der angeredeten Person versetzen. In der besondern Stelle nun scheinen mir für Bopps Erklärung folgende Gründe zu sprechen: 1., die Beziehung von *swâni* auf die Schlange, als redende Person, ist immer die natürlichere. 2., es scheint mir auch kein triftiger Grund da, von ihr abzugehen. Die Schlangen haben zwar keine Füße. Allein dies ist eine Schlange besondrer Art. Dies sagt sie selbst *sl.* 8. a. In *sl.* 4. a. ist sogar von [3] ihren Händen die Rede, und wenn man auch dies metaphorisch nehmen kann, so möchte dies doch *sl.* 7. a. nicht füglich angehen, wo sie ausdrücklich

sagt, daß sie keinen Fuß vor den andern setzen kann. Hier hilft es auch nicht, an Schritte zu denken; denn Schlangen schreiten auch nicht. *Sl.* 13. nimmt die Schlange gar Nalus Gestalt an. Denn Sie meynen doch auch, daß *swa* dort sich mit *âtmânam* in der Zeile vorher nur auf die nemliche Person beziehen kann? 3., scheint mir das Zählen der Füße sogar hier passender, als der Schritte. Sie gehen in der Luft und erheben sich sogar, da ist eigentlich nicht von Schritten die Rede, heißt aber *pada* auch wirklich Schritt? Wilson sagt nur *footstep*, wovon in der Luft noch weniger die Rede ist. Auf *gachha sl.* 11. a. kann man kein besondres Gewicht legen, als zeigte es bestimmt: gehen, schreiten an. Es steht auch *sl.* 8. wo doch unfehlbar vom Erheben die Rede ist. 4., Die ganze Stelle vom Carcotacus hat mir immer sehr sonderbar geschienen. Sie bezieht sich auf die Erzählung der Verzauberung des Carcotacus durch Narada; ich weiß nun nicht, ob diese in schon herausgegebenen Gedichten befindlich ist. Allein solange sie unbekannt ist, scheint es mir noch bedenklicher, von der ganz wörtlichen Erklärung der Stelle abzugehen. Wüßten wir, welche Bewandniß es mit jener Verzauberung gehabt hätte, so würden vielleicht die Füße, trotz der Schlangennatur, ganz natürlich, ja vielleicht nothwendig erscheinen.

Daß Sie recht bald etwas über die Unentbehrlichkeit des Sanskrits bei Untersuchungen, die über Homer hinausgehen sollen, und über die gänzliche Unzulässlichkeit alles Etymologisirens im Griechischen und Lateinischen, ohne die Kenntniß des AltIndischen, sagten, wünsche ich ungemein, und wollen Sie mich dabei citiren, so soll es mich sehr freuen. Es ist wirklich Zeit diesem etymologisirenden, rathenden und im Blinden tappenden Unfug ein Ende zu machen. Ich habe noch neulich, in einem Briefe an Welcker, dem guten Schwenck, und seiner Behauptung, daß die Götternamen alle nur aus der Griechischen Sprache zu etymologisiren sind, Ihre Ableitung des [4] Vulcan, wie ein Medusenhaupt, entgegengehalten. Sie ist schlagend, und wirklich vortreflich. Ist Ihnen denn wohl das Unternehmen des HErrn Kuithan bekannt, dem *ὁχ ἄριστος* der hocheinste ganz geradezu ist? Er wollte mir die Ehre erzeigen, mich sogar an die Spitze zu stellen. Ich habe ihm aber meinen ordentlichen Abscheu vor solchen Ableitungen zu erkennen gegeben.

Dem Text des Bhagavad Gita werde ich mit Vergnügen entgegensehen, und [ihn] nicht aus der Hand geben. Ich dächte aber gehört zu haben, daß er schon hier auf der öffentlichen Bibliothek sey. Er mag also wohl auch schon ausgegeben worden seyn. Die Uebersetzung richten Sie doch ja so wörtlich, als möglich, ein, und seyn Sie nicht zu besorgt wegen des Lateinischen. Das Indische ist hier die Hauptsache. Ich weiß, was ich dem Nalas, gegen dessen Latein sich allerdings viel sagen läßt, verdanke. Ich habe schlechterdings aus ihm Sanskrit gelernt. Denn ich habe, bis ich ihn ganz durchgelesen hatte, gar keinen mündlichen Unterricht gehabt. Wollten Sie nicht auch ein kleines Wortregister und eins der grammatikalischen Merkwürdigkeiten damit verbinden? In das erstere würde ich nur die Wörter aufnehmen, die, dem großen Wörterbuch nach, so vielfacher Bedeutung sind, vorzüglich aber die mit Praepositionen verbundenen Verba, wo sie die Wurzelbedeutung ändern. Dies ist eine sehr ernsthafte Schwierigkeit beim Lesen. Sie können sagen, daß die Uebersetzung das Register unnütz macht. Allein dies ist doch nicht der Fall. Man vergleicht gern die verschiednen Stellen, wo ein Wort vorkommt. Ohne solche Register bei einzelnen Ausgaben ist das künftige Zusammentragen eines ordentlichen Wörterbuchs kaum möglich. Die Mühe aber würde für Sie sehr klein seyn, da das Ordnen ins Alphabet füglich ein andrer machen kann. In dem grammatischen Register würde ich die seltnen Formen: 3. praet. precat. infin. pass. u. s. f., dann die Abweichungen von der gewöhnlichen Bedeutung der *casus* oder den gewöhnlichen grammatischen Regeln, den Gebrauch des *swa* und solche Einzelheiten erwarten. Es kostet gar keine Mühe, bei der Bearbeitung so etwas zugleich an[5]zumerken, und gewährt, wenn man die einzelnen Fälle zusammen übersehen kann, großen Nutzen, ja manchmal ganz neue Ansichten.

Die Einleitung, von der ich sprach, ist wirklich nur vor der 1. Auflage der Grimmischen Grammatik, allein ich empfehle sie Ew. Hochwohlgebohrnen. Ich kenne vielleicht nichts so Geistvolles, was allgemein über Sprache geschrieben ist. Die Flexionen des Deutschen Sprachstammes so viele Jahrhunderte hindurch zu verfolgen, ist allerdings ungemein wichtig. Allein die Folgerung, die Sie aus dieser Erscheinung zu ziehn scheinen, möchte ich nicht ganz zugeben. Es scheint mir daraus noch gar nicht zu folgen, daß der Flexionszustand der ursprüngliche war. Darin bin ich noch voller Zweifel. Sie reden von „Flexionssprachen“, für mich aber bedarf es noch einer ganz neuen, und viel tiefern Untersuchung, als man bisher angestellt hat, ehe ich wagen würde, einen solchen Ausdruck zu brauchen. Mein **jetziges** Glaubensbekenntniß darüber ist dies. In den Sprachen, wie wir sie jetzt kennen, liegt kein solcher Unterschied, daß in einer gar keine Agglutination, in einer gar keine

Flexion wäre. In der rohesten Amerikanischen Sprache finden sich, und gar nicht einzeln, sondern in bedeutender Zahl, Fälle, die man mit eben dem Recht für Flexion halten muß, als z. B. die Verbal Endungen des Indischen. Wo nun jetzt Agglutination ist, hätte sie in Flexion übergehen können, wo diese jetzt ist, kann sie Agglutination gewesen seyn. Ich bin aber ganz überzeugt, daß sich dies nicht historisch ausmachen läßt, d. h. daß sich nicht überzeugend nachweisen läßt, daß die Flexionen, auch nur zum größten Theil, anfangs agglutinirt waren. Indeß erhebt man dagegen auch bisweilen Argumente, die mich nicht überzeugen. So schrieben Ew. Hochwohlgebohrnen einmal, die Verbal Endungen könnten nicht Pronomina seyn, da sich das Pronomen am spätesten ausbilde. In unsrer Theorie, selbst bei Bernhardi, erinnere ich mich auch solche Dinge über die successive Entstehung der Redetheile gelesen zu haben. Ich glaube aber daran nicht. Die Grammatik entsteht allerdings successiv, eine vollkommnere, nach einer unvollkommneren, allein sie ist immer ganz, es folgt nicht ein [6] Redetheil nach dem andern. Das widerspricht aller Ansicht, die ich von der Sprache überhaupt habe. Man hat, als Beispiele, schwerlich mehr ursprüngliche Sprachen, als die Amerikanischen, und in allen spielt das Pronomen die Hauptrolle, und die Entstehung des Verbum durch dasselbe ist darin klar und unbestreitbar. Dennoch kann, dünkt mich, jene Frage, ob irgend eine Sprache, mit Flexion, angefangen hat? nur nach allgemeinem Raisonement entschieden werden. Da kann ich nun zuerst in die Idee Ihres Herrn Bruders von Völkern, die gleichsam mit über- oder wenigstens mit hochmenschlichen, nicht bloß Fähigkeiten, sondern Erzeugnissen derselben, wie Sprachen sind, aufgetreten sind, nicht eingehen. Sie schneidet, wie jede andre Verkündigung von einem Wunder, alle wissenschaftliche Untersuchung ab, ist aber selbst nur ein Postulat der Vernunft. Es scheint mir damit zu seyn, wie mit Creuzers Ausgehen von dem Glauben an Einen Gott. Mir scheint es vielmehr natürlich, daß es zuerst in der Sprache (nicht in dem Kopf der Redenden, wo sie immer auf irgend eine Weise seyn muß) keine Grammatik gab, d. h. keine, in sich bedeutungslosen Zeichen für das grammatisch Formelle. Lauter Wörter mit materieller Bedeutung standen neben einander, wie in der Schriftsprache der Chinesen. Daraus wurden, der Regel nach, die meisten nachherigen Flexionen. In dem Uebergange zu diesen liegen alle mir bekannte Amerikanische Sprachen mit verschiedenen Fortschritten zu diesem Ziele. Indeß gebe ich zwei Ausnahmen zu, und darin möchte meine Meynung sich von der bisher darüber gehegten unterscheiden. 1. Ich glaube allerdings, daß es einzelne auch ganz ursprüngliche Flexionen geben kann, d. h. in Fällen, wo ein einzelner Buchstabe, ein Accent, der natürlichen Vorstellung nach, einer grammatischen Form so entspricht, daß auch die roheste Phantasie die Analogie leicht auffindet. Als Beispiel lassen Sie mich anführen, daß in einigen Amerikanischen Sprachen die länger vergangene Zeit mit einer Pause gegen die kürzer verflossene ausgesprochen wird, daß noch heute im Englischen, wo Verbum und Substantiv gleichlautend sind, das immer seinem Régime zueilende Verbum den Accent auf die letzte, das Substantiv auf die vorletzte Silbe setzt, *présent présent*. [7] Denn die Schwierigkeit, mit der Phantasie passende Analogieen zwischen den grammatischen Begriffen und ihren Lautzeichen zu finden, ist es vorzüglich, die mich gegen das System ursprünglicher Flexionen einnimmt. Wenn z. B. der Begriff des Locativus auszudrücken ist, so giebt es dazu zwei Wege: man erfindet einen Laut zum Ausdruck dieses Begriffes (ursprüngliche Flexion) oder man symbolisirt den Begriff, der formell ist, in einen Gegenstand, und braucht das Zeichen dieses Gegenstandes z. B. Feld Ort für *campo* (Ursprung durch Agglutination). Solange man nun, was ich immer wiederholen muß, nicht durch Wunder, sondern menschlich und geschichtlich erklären will, ist im Allgemeinen für mich die letztere beider Erklärungen allein annehmbar. Zwischen Gegenstandswörtern und den Lautzeichen ist immer eine Phantasiebeziehung zu finden, auch sind die Gegenstände (d. h. die ursprünglich zu bezeichnenden) unmittelbar und mittelbar unter den Sinnen und zeigbar, wie aber steht es da mit den grammatischen Begriffen? 2. Nun aber glaube ich gar nicht, daß der Uebergang zu Flexionen überall auf gleiche Weise, und noch weniger, daß er überall nur durch die Zeit geschehen ist, daß die vollkommene Sprache nur eine jüngere ist. Das wäre eine schreckliche Idee. Die Güte einer Sprache in ihrer Bildung hängt von der Güte der Nation ab, die sie spricht, und da kommt es bloß auf zwei Dinge an, auf die Lust am vielen und wohltönenden Sprechen (woher ich vorzüglich die Treflichkeit der Griechischen ableite) und auf die Fähigkeit und Neigung zum formellen Denken. Dazu braucht eine Nation gar nicht philosophisch gestimmt zu seyn, sie braucht nur Lust an Tönen, und an witzigen, lieblichen, oder spielenden Gedanken zu finden, was sich beides in der Poesie vereinigt. Ist nun eine Nation so gestimmt, so verliert das Grammatische bald seine Materie, oder vielmehr es hört das Aneinanderreihen von Wörtern, die man sich alle, als Gegenstände denkt, auf, und die Grammatik, die bisher nur in den

Köpfen war, steigt in die Sprache hinab. Eine solche Nation macht also den Uebergang zu Flexionen schneller. Aber das ist bei Weitem nicht Alles. Sind einmal auf diesem Wege Flexionen entstanden, und als solche gebraucht worden, so ist eine Analogie da, an der man weiter fortgehn kann, und so können nun aus den vorhandnen Flexion[en] neue und mehr, als wirklich ursprüngliche Flexionen, da ja ohne materielle Bedeutung, entstehen. Ob man hiervon Beispiele angeben können, ist mir sehr zweifelhaft. Aber die Sache scheint mir evident, und schon die bloße Möglichkeit muß das Bestreben, alle Flexionen einer Sprache auflösen zu wollen, bedenklich machen. Ueber dies Bestreben ist meine Meynung, daß es zwar sehr heilsam ist, und daß man überall versuchen muß, wo man analysiren und einen Agglutinationsursprung auffinden kann, daß man aber nur dasjenige für wirklich analysirt halten muß, was wahre Evidenz mit sich führt. In allen Sprachen nehme ich einen Punkt an, wo die Organisation vollendet ist, und das Grammatische nun nicht mehr wesentliche Aenderungen erfährt. Bis zu diesem Punkt giebt es meiner Meynung nach ein Aufsteigen von der Agglutination zur Flexion. In diese Periode setze ich die Amerikanischen Sprachen. Erleiden aber diese Sprachen weiter Veränderungen, Uebergänge in Abarten, so entsteht nun ein Herabsteigen von der Flexion, jedoch nicht zur Agglutination, sondern zur scheinbaren Entbehrung der grammatischen Form. In diese Periode fällt nun die Geschichte des Deutschen Sprachstamms. Daß die sichtbar agglutinirenden Sprachen zu den frühen gehören, ist, dünkt mich, klar. Ob aber das Verschmähen der Grammatik der Chinesischen nicht vielleicht einem alternden über alle Casus und Verbal Endungen blazirtseyn zuzuschreiben ist, möchte ich nicht entscheiden.

Was Ihr Herr Bruder sich in seinem sonst sehr geistreichen Werk über Indien unter dem Entfalten der Wortformen aus ihren Wurzeln gedacht hat, das er der Agglutination entgegenstellt, habe ich mir nie vollkommen deutlich machen können. Die meisten Wortformen bestehen im Sanskrit gegen ihre Wurzeln durch Zusätze, was schon die Kürze der Wurzeln, gegen sie genommen, beweist. Hat er die Vocalveränderungen gemeynt, so bestimmen sie selten einzelne Wortformen, sondern begleiten immer ganze Classen von Flexionen. Dies ist, was ich jetzt über diesen Punkt meyne. Ich will aber meine Untersuchungen fortsetzen, und denke meine Ansicht erst in meiner Darstellung der Amerikanischen Sprachen vollständig zu entwickeln. - Ich bin so ausführlich geworden, daß ich nun auch schlechterdings keinen neuen Bogen anfangen will, und bitte Sie, die Versicherung meiner herzlichsten und hochachtungsvollsten Freundschaft anzunehmen.

H.